

# Ein guter Freund [Schluss]

Autor(en): **Marti, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 51

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647036>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 51  
XX. Jahrgang  
1930

Bern,  
20. Dezember  
1930

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

## Advent.

Weihnachtsgedicht von Ernst Oser.

Ein sorgengraues Mütterlein  
Im Lehnstuhl sitzt und sinnt.  
Träumt sich in allerlei hinein,  
Was das Gedenken spinnt.

Schaut seine Kindheit, froh und hell,  
Weitab, im Elternhaus.  
Wie flohen da die Tage schnell,  
Leichtflattrig, bunt und kraus!

Und dann, zum Mädchen aufgeblüht,  
Wie war sein Leben weit!  
Wie schlug das Herz, so heiß umsprüht  
Und voller Seligkeit!

Doch . . . Schatten fielen schwer ins Licht,  
Das Feuer ward verzehrt.  
Des Mädchens Traum, er reifte nicht  
Zum Glück, der Minne wert.

Bis einer kam, brav, schlicht und recht,  
Ehrbar von Haus und Stand,  
Ein Mann und keines Truges Knecht.  
Ihm gab sie Herz und Hand.

Und Kinder sprangen um sie her,  
Pausbackig, rot und rund . . .  
Wohl wurde oft das Tagwerk schwer,  
Doch barg es Gold im Grund.

Die Kinder wuchsen, zogen aus  
Und suchten fern ihr Glück.  
Bald blieben in dem leeren Haus  
Nur Frau und Mann zurück.

Sie lebten still. Und dann . . . ach, dann  
Rief eines Tags Freund und Tod  
Zur letzten Raft den braven Mann,  
Ließ ihr den Schmerz, die Not.

„Heut' ist A'vent, die Weihnachtszeit  
Steckt ihre Lichter an.  
Bald ist — der Weg reicht nicht mehr weit —  
Mein Tagewerk getan.“

Das Mütterlein läßt Bild um Bild  
Durch sein Gedenken gehn . . .  
Da sieht es, wunderhold und mild,  
Ein Kindlein vor sich stehn.

„Du, Christkind, du, willkommen, willkommen  
Zum lieblichen Advent!“  
Zwei Hände falten still und fromm  
Sich, und die Seele brennt.

„Advent! Wie oft warst du mir nah  
Zur frohen Kindheit dort.  
Was mir im Leben auch geschah,  
Du bleibst mein bester Hort.“

„Gewartet hab' ich Tag für Tag  
Auf dich, du heil'ger Christ.  
Denn meines Herzens Stunden Schlag  
Eilt fort zur letzten Frist.“

„Advent! Gott grüß' euch allzumal!  
Dich, treuer Weggenoß'.  
Euch Kinder, meiner Augen Strahl,  
Euch, die ich oft umschloß'.

„Und Friede . . . allen . . . Menschen . . . auch . . .“  
Ein müdes Auge bricht.  
Ein Seufzer noch, ein letzter Hauch.  
Erloschen ist ein Licht . . .

Das Christkind tritt zum Mütterlein:  
„Dein Weihnachtslicht, es brennt.  
Komm, geh' zu meinem Frieden ein,  
Zum ewigen Advent!“

## Ein guter Freund.

Skizze von Ernst Marti.

2

Für den Heimweg hatte nun der Pfarrer Stoff genug zu stillen Betrachtungen. Es war ein harter Kampf ums Dasein, der dort oben im winterlichen Bergwald Jahr für

Jahr ausgefochten wurde. Aber Licht kam jetzt in die sonst rätselhafte Erscheinung, daß ein Mann wie dieser Reuteler, der nur ein winziges, überschuldetes Heimweselein und als

Zimmermann nur in der guten Jahreszeit Verdienst hatte, doch seine zahlreiche Familie mit Ehren durchzubringen, ja gesund und fröhlich zu erhalten vermochte. Nicht umsonst hatte Reuteler einst von einem Freund da drüben am Berge gesprochen. In der Tat, dieser Wald; so düster und schwarz er etwa im aufziehenden Gewittersturm aussehen mochte, war doch für die ganze Talschaft ein Wohltäter. Das galt nicht nur für die Gurnigler; zu Benniwil lebte mancher, der nicht rüstig genug war, um mit dem Holzschlitten auszurücken; aber er konnte billiges Holz kaufen und so wurde in vielen Häusern der Talschaft etwas geschnefelt oder geschnitzelt, hier Böden für Holzschuhe und dort Rechen oder Steinfräcken. Im Sommer zogen die Kinder zum Beeren sammeln in die weiten, schattigen Reviere, der Herbst lockte die Jäger an, aber niemand hatte im selben Maße das stolze Gefühl, da oben heimatberechtigt zu sein, wie die Gilde der Gurnigler.

Willig gab der Wald jedem, der bei ihm etwas suchte. Dabei hatte er etwas ganz Großes an sich; er gehörte zu den Wohltätern, die unermüdet spenden, ohne dabei ärmer zu werden. Auf den Getreideäckern wuchsen die Halme stolz; aber wenn die Ernte kam, sanken sie nieder und das Feld ward kahl; dann wurde die Scholle gewendet und für etwas anderes bestimmt. So war das Bild der freien Flur fortwährendem Wechsel unterworfen. Der Bergwald aber behauptete seinen Platz und bewahrte unerschütterlich Gestalt und Aussehen. Mochte hier oder da ein Stamm ächzend fallen, so war die Veränderung so klein, daß sie das Auge des Betrachters nicht fühlte. Immer gleich blieb sich der Wald und teilte seine Gaben, jede zu ihrer Zeit, in unwandelbarer Treue unter die Menschen aus.

Die erstmalige Erlaubnis, den Vater in den Gurnigel begleiten zu dürfen, hatte für einen Benniwiler Buben die Bedeutung des mittelalterlichen Ritterstrahls. Die meisten mußten warten, bis sie aus der Schule waren. Reuteler jedoch gestattete seinem Jungen, manchen Mitbürgern zum Vergnügen, eine kühne Ausnahme. Als es nämlich anfangs Christmonat wegen der Lehrersynode einen freien Schultag gab, sagte er am Abend vorher zu seinem Ältesten, der die Unterweisung besuchte: „Was meinst, Christen, willst morgen mit mir kommen in den Berg hinauf? Aber daß du mir dann Ordnung hältst und machst, was man dir befiehlt; es spasset sich nicht auf dem glatten Eis.“

Stolz zog Christeli zu früher Stunde aus, willig nahm er probeweise ein Stück Weges weit den Holzschlitten auf die Schultern und standhaft verbiß er den schmerzhaften Druck, den ihm das ungewohnte Joch brachte. Drunten im Tale herrschte mildes Wetter und noch war von den Wiesen ein letzter Schimmer freundlichen Grüns nicht gewichen; jetzt aber rückten die Holzger mit jedem Schritt, den sie bergan taten, dem Winter näher. Die Hänge des Rains an der Schattenseite waren verschneit, bei der kleinen Sägemühle am Eingang des Waldes hingen die Eiszapfen von dem Holzkanal hinunter und ein Gletscherlein hielt das Schaufelrad umklammert. So stand die Säge, wie von einem Bann getroffen, lautlos stille. Ein Lüftlein erhob sich; da schüttelten die hohen Tannen ihre Wipfel und warfen den Benniwilern neckisch Schneeballen in die unter den Traglasten gebeugten Nacken.

Bald mußte Christeli die Augen weit aufreißen. Durch die Bäume schimmerte eine lange Zeile von großartigen Häusern mit hohen Fenstern und breiten Türen, mit Lauben und Balkonen.

„Das Bad!“ Also sprach Reuteler und der Ton seiner Stimme verriet die Ehrfurcht vor der Größe dieser Anlage.

Die Gurnigler schritten über die breite Terrasse, an den Häuslein zusammengerechten Kieses vorbei. Die Fenster und Türen waren mit Läden verrammelt und mit Brettern verschalt. Ein Wächter, begleitet von einem riesengroßen Hunde, wandelte vor dem Palaste würdevoll hin und her.

„Gelt, Christeli, ein so großes Haus und keine Leute darin, da geht's in unserm Stüblein lauter her“, ipakte der Vater, „aber im Sommer, da ist es hier anders; da steht auf der „Terrasse“ ein Tischlein am andern und die fürnehmen Leute sitzen in Lehnstühlen und spazieren aneinander vorbei und sieh', dort auf der Laube spielen die Musikanten, jeden Tag ist Konzert... und da hinter den Bogenfenstern ist der Speisesaal, da essen sie fast zwei Stunden lang... ja, die vermögens, die kommen meistens vom Ausland her, wo das Verdienen leichter geht als bei uns... was ich einen ganzen Winter lang mit dem Gurnigeln verdiene, das würde hier nicht einmal für acht Tage langen... Nun, ich bin sonst auch zufrieden und die meisten, die hieher kommen, haben zu ihrem Geld auch allerlei Bresten, daß sie nicht demnach wohl sind.“

Das Tagewerk ließ sich heute besonders mühselig an. Den hart gefrorenen Boden deckte nur ein dünnes Schäumlein Schnee. Darum schlug der Schlitten bei der Talfahrt an all den Stellen, wo Gräblein den Weg durchquerten, so heftig auf, daß Lenker und Bremsler manchen unsanften Puff erhielten. Auch hatte Christeli noch zu wenig gelernt, sich vorsichtig zu bücken. Darum gab ihm ein tief herabhängender Lannast im Vorbeisausen den Ritterstrahl auf allzu buchstäbliche und unsanfte Weise. Ein blauer Striemen, der von einem Ohr zum andern über die Nase lief, blieb als Andenken an die erste Gurnigelfahrt. Dazu fühlte der junge Held in Schulterblättern und Kniegelenken eine arge Zerschlagenheit. So war er herzlich froh darüber, daß während der Gurnigelzeit nicht noch einmal Lehrersynode stattfand.

Oftmals träumte er von den Abenteuern seiner Bergreise. In dem eher trüben Bilde dieser Eindrücke gab es für ihn einen leuchtenden Punkt: Die Erinnerung an den Märchenpalast dort oben im schweigenden Bergwalde. Sobald der längste Tag nahegerückt war, eilte Christeli an einem Sonntag mit Kameraden in das weltberühmte Bad. Die mißgünstigen Bretterverschlänge waren jetzt weggerissen, Flügeltüren mit golden funkelnden Griffen bewegten sich lautlos, unaufhörlich hin und her. Aus der großen Laube in der Mitte der Häuserzeile fluteten die Töne des Orchesters. Die Bogenfenster im Erdgeschoß standen weit offen, so daß die Benniwiler Buben neue Pracht erspähen konnten: Gedeckte Tische mit stolzen Blumenvasen und Zeilen blinkender Kristallgläser; jetzt war der weite Saal menschenleer. Auf der Terrasse bewegten sich die Gäste; es knisterten und rauschten die seidnen Gewänder. Dort ganz vorne am Fernrohr, das in seiner Riesengröße einer Kanone glich,



Anbetung.

Zeichnung von Ad. Bürki, Bern.

machte sich ein Herr zu schaffen, dem nach Christelis Meinung zu einem wirklichen Engel nur die Federn fehlten; er war nämlich vom Halsfragen bis zu den Füßen, abgesehen von den gelben Schuhen, schneeweiß gekleidet und ein ganz dünnes schneeweißes Zigarrchen drehte er in der gleichfarbigen, wohlgepflegten Hand.

Die neugierigen Landbuben unterließen es nicht, die Runde um das ganze weitläufige Gebäude zu machen; so gelangten sie auch auf den freien Platz vor den Stallungen; hier standen der Postwagen und einige Reisekutschen zur Abfahrt bereit. Der Portier in der goldbetrehten Jacke machte seine Büdlinge; nachher gab er den gaffenden Zuhörern mit gönnerhafter Miene einige Aufschlüsse: „Die da in der vordersten Kutsche reisen nach England und die im Bierpänner, das sind Amerikaner, die sollen ungeheuer reich sein, die wissen scheint's gar nicht, wie viel Millionen sie haben. Ja, dort drüben ennet dem großen Bach, da geht das Verdienen leichter als bei uns.“

Um die Imbikzeit brachen Christeli und seine Kameraden auf; durch den stolzen Walddom liefen sie, ohne in die hehre Schönheit, die der Abendhimmel über die Wipfel breitete, aufzuschauen; und nachher rannten sie an ärmlichen Hütten vorbei, ohne sich auch nur flüchtig umzublicken. Und das Kirchlein des Heimatdörfchens und weiter den freundlichen See samt dem massigen Schloßbau, der dort Wache hielt, sahen sie nicht; sie eilten wie Blinde talwärts, weil sie Luftschlösser bauten, weil sie sich das Wort gaben, sobald als möglich auszuwandern.

Zunächst bewahrte Christeli seinen Wunsch zwei Jahre lang wohlweislich im Busen. Hernach begab es sich, daß er vom Vater dafür angesprochen wurde, dem jüngsten Sprößling Götti zu sein. Am Nachmittage des Lauffestes, nachdem er sich mit Küchli gehörig gestärkt hatte, verriet er den lange gehegten Plan.

„Du wirst uns doch das nicht antun“, jammerte die Mutter und der Vater rief zornig: „Welcher Sturm hat dir jetzt das in den Kopf setzen können?“

Es kostete noch manches harte und manches flehentliche Wort; das Mütterli vergoß Tränen und der Metti war zu-

versichtlich: „Er wird wohl noch zum Kehrumtürlein kommen.“ Aber die Hoffnung war trügerisch. Christeli hatte als Zimmergeselle das Geld zusammengespart; so fühlte er sich unabhängig. Als wieder einmal in früher Morgenstunde ein Leiterwagen mit einem Auswanderertrupp gegen Reuteler's Heim an der Pforte des Tälchens gerumpelt kam, da kletterte Christeli behende auf eine der Reisekisten und stimmte in das Töhlen der andern ein.

„Wenn ich euch etwas raten kann, so haltet Steigerung und kommt zu mir.“ Also schrieb der Sohn aus der Fremde in einem Brief, der voll Rühmens war. Reuteler lächelte ohne Bitterkeit und schüttelte den Kopf. Er ging vors Haus und schaute um sich. Innert weniger Tage war unter einem verspäteten Aprillschnee hervor üppiges und saftiges Gras auf dem Mättelein gewachsen. Das Rühlein brüllte verlangend durch den leeren Barren, weil es das willkommene Grünfutter witterte. Im Tenn standen Körbe mit zerschnittenen Saatkartoffeln bereit. Morgen, wenn das Wetter hielt, sollte das Pflanzen losgehen, ein freudvolles Werken auf Hoffnung hin. Heute ruhte die Arbeit; es war Feiertag. Vom Kirchlein herab ertönte das Geläute, nicht in der stolzen Klangfülle gewaltiger Baßstimmen, sondern mit kindlich hellem, freudvollem Schalle. Da zog Reuteler die Sonntagstutte an und wallte dem Gotteshause entgegen. Unter dem Dachschermen vor der Türe hielten die Mannen Rat; sie sprachen nicht nur über Wetter und Wachstum, sondern auch über die Angelegenheiten der Gemeinde. Und obwohl der Gurnigler allgemein „Frikli“ genannt wurde, lag doch in dieser Bezeichnung nichts Verächtliches. Sein Wort galt etwas; denn jeder recht Gesinnte achtete den arbeitsamen, pflichttreuen Sinn, mit dem dieser Mann seine zahlreiche Familie durchbrachte. Dieser rastlose Fleiß konnte von den Menschen gesehen werden; verborgen aber war die tiefe Quelle, aus der Reuteler samt seiner Lebensgefährtin Mut und Zuversicht zu schöpfen wußte.

Am Nachmittage wandelte das Ehepaar, gefolgt von einem Küppeli munterer Kinder, auf das Nederlein an der Lindenhohle. „Steinig, steinig ist es noch immer“, meinte der Vater, „so manche Bänne voll wir auch schon auf-



Ernst Rinderspäher.

Christi Geburt.

gelesen haben, aber gebessert hat es und besonders für Erdäpfel ist der Boden gut.“

Von dem nahen, dem knappen Stücklein Erdreichs wandte sich dann Reutellers Blick nach dem weiten, an behaglich gerundeter Bergkuppe hoch aufstrebenden Gurnigelwalde. Die Erinnerungen kamen, wurden aber zunächst still verarbeitet.

Am Abend dieses Sonntags gab sich Gelegenheit, von dem zu reden, dessen das Herz voll war. Da versammelte sich nämlich vor Reutellers Häuschen eine ordentlich stattliche Landsgemeinde.

Auf dem abschüssigen Mättelein hockten die Kinder mit Zuzug aus der Nachbarschaft. Die Scheiterbeige hatten einige Jünglinge erklettert, während Frauen und Töchtern die Hausbank eingeräumt war. In dem vollbesetzten Amphitheater bildete der Dengelstock die Bühne; denn von diesem Platze aus erzählte Reuteler von seiner Gurnigelfahrt. Man hätte meinen können, daß er bei Livius in die Schule gegangen sei und die Beschreibung vom Zug Hannibals über die Alpen gelesen habe; denn seiner Darstellung mangelte es nicht an Kraft. Er berichtete von Unfällen, die sich im Lauf der Winter ereignet hatten. Lebhaft gaben die Frauen ihrem Entsetzen Ausdruck, wenn er schilderte, wie er den Beinbruch eines Kameraden miterlebt und das „Krosen“ der Knochen ganz deutlich gehört habe.

Er verweilte aber heute nicht lange bei den schreckhaften Szenen, obwohl gerade diese dankbare Zuhörer fanden. Vielmehr standen ihm heute die freudvollen Erinnerungen besonders lebhaft vor Augen. Er wurde warm und redete sich in helle Begeisterung hinein:

„Ich kann's euch sagen, schön ist das gewesen, wenn hier unten Nebel lag, wenn es unfreundlich war, daß wir die Rappen über die Ohren zogen und wenn wir dann etwa bei der Rainsäge plötzlich in die Sonne kamen, den wolkenlosen blauen Himmel schauten, und wenn die ganze Reihe der Schneeberge so nahe schien, daß einem dünkte, man sollte sie mit dem ausgestreckten Arm erlangen können. Ja, da haben wir manchmal gejauchzt und die Kutten abgezogen und hemdärmelig geschwigt. Und das weiß ich, daß wir's mehr als einmal zueinander gesagt haben: „Der liebe Gott hat uns doch ein schönes Ländlein gegeben.“ Genug tun mußten wir ja, das ist wahr. Es ist etne strenge Sache, das Gurnigeln. Und doch, ich hab's gern getan,

und manchmal hab' ich schon gesagt, auch schon dem Pfarrer und andern Herrenleuten: „Wir haben mit nichts angefangen, ich und das Muetli, und wir hätten's besonders die ersten Jahre nicht machen können ohne diese Winterbaken. Ja, der Gurnigelwald ist mir ein lieber Freund...“

Plötzlich stockte die Stimme des Erzählers und nach der Pause nahm sie einen wehmütigen Klang an: „Letzten Winter habe ich gemerkt, daß es mir böset; ich mag den Schlitten nicht mehr tragen, wie früher... das Reizers Kreuzweh... Tags macht es nichts, aber wenn ich liegen will, dann rührt es sich. Nun, es hat alles seine Zeit, auch das Gurnigeln, aber gern hab' ich's getan.“

Die Männer und Frauen, die jungen Helden und Dorfschönen, die Buben und Mädchen hatten lautlos gelauscht. Da Reuteler lieber mit der Axt als mit der Feder hantierte, war ein Schriftsteller an ihm verloren gegangen. Das hatte aber wenig zu sagen, und viel fataler wäre es gewesen, wenn das stille Dörflein im Tale „Frikli“, den Gurnigler, den Mann der unermüdlchen Arbeit und Pflichttreue, nicht in den Reihen seiner Bürger gehabt hätte.

— Ende. —

## Saköbelis Weihnachtsbaum.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

Ich erinnere mich noch gut, wie ich als fauler, nichts-nutziger ABC-Schütze von meinem Onkel Kaveri bei jeder Gelegenheit mit unermüdlchem Drängen Geschichtlein erbettelte und immer neue und noch schönere zu erpressen suchte, bis er manchmal ein wenig in die Sätze kam und mich einen kleinen Zwänggrind schalt. Dann sagte ich, ich wolle ja gern ein Zwänggrind sein, wenn ich nur mein Ge-